

Anna Dostojewskaja, Pawel Olchin und Julius Woldemar Zeibig

Aus der Geschichte der deutsch-(sächsisch-)-russischen Beziehungen im Bereich der Stenographie

Von Prof. Dr. Erhard Hexelschneider, Leipzig

Hinweis: Die gedruckte Version enthält mit den Fußnoten zusätzliche Quellenangaben.

Im „Dresdner Anzeiger“ vom 22. Juni 1867 findet sich folgende Notiz: „Der letzten erweiterten Sitzung des stenographischen Instituts wohnte auch eine nach Gabelsbergers System gebildete russische Dame bei, welche in Petersburg dasselbe häufig anwendet.“ Die Sitzung selbst fand zwei Tage zuvor statt; im „Correspondenzblatt des Königlichen Stenographischen Instituts zu Dresden“ wurde darüber folgendermaßen berichtet: „Der Vorsitzende (Georg Moritz Heyde. E. H.) eröffnete die am 20. Juni im Hôtel de France stattfindende Sitzung mit Begrüßung der Frau von Dostojewski aus Petersburg [und anderer. E. H.] als Gäste.“ Und wenig später: „Sodann gibt derselbe (hier gemeint Julius Woldemar Zeibig. E. H.) bekannt, von Herrn Häntzsche gehört zu haben, daß der Lehrer der anwesenden Frau von Dostojewski, Herr Dr. Olchen (statt Olchin. E. H.), nach Dresden kommen und den erweiterten Sitzungen beizuwohnen gedenke, was von der Versammlung mit großer Freude aufgenommen wurde.“

Damit sind drei Namen gefallen, die jeden an deutsch-russischer Stenographiegeschichte Interessierten aufmerken lassen, führen sie doch a) zu dem berühmten russischen Schriftsteller Fjodor Michailowitsch Dostojewski und b) tief in die Geschichte der deutsch-russischen, genauer sogar sächsisch-russischen Beziehungen auf dem Gebiete der Stenographie. Als Mitte der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Teil der Reisetagebücher von Anna Dostojewskaja, der Gattin des Schriftstellers, unter dem Titel „Tagebuch“ (russisch 1923, deutsch in zwei Übersetzungen 1925) sowie ihre „Erinnerungen“ (deutsch 1925) erschienen, war es vor allem Kurt Dewischeit (und nach ihm etliche andere), die – durchweg diesem Material folgend – die Hinwendung F. M. Dostojewskis zur Kurzschrift und die Rolle seiner Stenographin und späteren Frau beschrieben haben. Über 75 Jahre später ist es Zeit, aufgrund neuerer Forschungen noch einmal den Fragen nachzugehen, wie sich die stenographische Arbeit zwischen dem Ehepaar Dostojewski vollzogen hat und inwieweit das alles auch ein bedeutendes Faktum der russisch-deutschen Beziehungen auf dem Gebiet der Stenographie geworden ist.

Fjodor Michailowitsch Dostojewski (1821-1881), adliger Sohn eines Arztes, zählt sicherlich zu den größten realistischen Autoren der russischen Klassik, ja der Weltliteratur. Er erlernte den Beruf eines Militäringenieurs, strebte aber bald in die Literatur. Sein Erstling, der Briefroman „Arme Leute“, 1845 geschrieben, machte sofort bei Erscheinen (1846) Furore und reihte den Autor in die erste Reihe der kritischen Realisten ein. Unter dem Einfluß von utopisch-sozialistischen und demokratischen Ideen geriet er in das Umfeld Michail Butaschewitsch-Petraschewskis, wurde wegen revolutionärer Umtriebe verhaftet, zum Tode verurteilt, kurz vor der Vollstreckung noch begnadigt und nach Sibirien verbannt. Die „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ (1861) widerspiegeln einen Teil seiner traumatischen Erlebnisse.

Nach 10 langen Jahren Sibirien durfte er 1859 nach St. Petersburg zurückkehren, um dort als Berufsschriftsteller seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber die beiden, mit seinem Bruder Michail ins Leben gerufenen Zeitschriften „Wremja“ (1861-1863) und „Epocha“ (1864-1865) waren wirtschaftliche Mißerfolge, wengleich F. M. Dostojewski dort solche Werke wie „Erniedrigte und Beleidigte“, die „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ und die „Aufzeichnungen aus dem Untergrund“ publizierte. Die daraus folgende Verschuldung, der Tod des Bruders und die Versorgungspflichten für dessen Familie, aber auch ein Knebelvertrag mit dem Verleger Fjodor Stollowski, dem der Autor aus Geldnot die Rechte seiner bis dahin

erschienenen Werke im Umfang von drei Bänden am 1. Juli 1865 für einen Vorschuß von 3 000 Rubeln verkauft hatte, stürzten Dostojewski in eine tiefe Krise. Damit nicht genug: in Geschäften unerfahren und blauäugig, verpflichtete er sich leichtsinnigerweise noch dazu, dem skrupellosen Verleger bis zum 1. November 1866 einen neuen Roman im Umfang von 10 Druckbogen zum Druck vorzulegen. Es war eigentlich eine irre Situation. Der Roman „Schuld und Sühne“ (wie er in den meisten deutschen Übersetzungen statt „Verbrechen und Strafe“ heißt, den Dostojewski vertragsgemäß für Michail Katkows Zeitschrift „Russki westnik“ schrieb, war längst nicht fertig; von 37 geplanten Druckbogen fehlten noch ganze 12! Parallel dazu aber sollte ein gänzlich anders strukturiertes Buch entstehen. Falls Dostojewski aber, und darin bestand sein Problem, Stellovski dieses Werk nicht hätte fristgemäß liefern können, hätte er die Rechte aller seiner bisherigen und künftig noch zu schreibenden Werke für die Dauer von neun Jahren ohne jede Bezahlung an diesen abtreten müssen.

Dostojewski befand sich also in einer schier ausweglosen Lage, obwohl der Vertrag sittenwidrig war. Er hatte faktisch nur einen Monat Zeit, um den Roman „Der Spieler“ zu schreiben. Freunde schlugen ihm vor, nach seinem Konspekt (der bereits in der ersten Julihälfte fertiggestellt war) jeweils einzelne Kapitel zu schreiben, so daß ihm nur die zusammenfügende Endredaktion blieb, aber das war eine für Dostojewski nicht zu akzeptierende Variante.

In dieser Lage wies ihm Anfang Oktober sein Freund Alexander Miljukow einen für die damalige Zeit noch ungewöhnlichen Weg: Dostojewski sollte eine *Stenographin* nehmen, um die „Herstellungszeit“ des Romans zu verkürzen und um damit einem finanziellen Desaster entgehen zu können. Obgleich Dostojewski anfangs eher skeptisch war, mußte er den Vorschlag nolens volens akzeptieren.

Seine Retterin in höchster Not wurde die um 25 Jahre jüngere Anna Grigorjewna Snitkina (1846-1918). Sie war in einer kultivierten Beamtenfamilie groß geworden, hatte am deutschsprachigen St. Annen-Gymnasium (was ihr in Deutschland sehr nützlich sein sollte) sowie am ersten Mädchengymnasium in St. Petersburg gelernt, um dann Pädagogische Kurse zu besuchen. Aber sie mußte, um ihren todkranken Vater zu pflegen, diese Ausbildung abbrechen.

Sie belegte dann kostenlose Stenographiekurse in St. Petersburg, hatte sogar im Sommer 1866 zu Übungszwecken eine dreimonatige Privatkorrespondenz in Stenographie mit ihrem Lehrer und konnte Dostojewski als erstklassige Kraft empfohlen werden. Das damals zwanzigjährige Mädchen näherte sich dem von ihr bereits damals verehrten Schriftsteller voller Scheu (sie beschreibt das ausführlich in ihren „Erinnerungen“), aber doch auch mit einem gewissen professionellen Eifer, denn es war ihre erste selbständige Verdienstmöglichkeit. Ihr Lehrer, der den Autor aus den wohl nur kurzen Vorverhandlungen persönlich kannte, meinte freilich skeptisch vorab: „Ich schlage Ihnen eine Arbeit bei dem Schriftsteller Dostojewski vor, nur weiß ich nicht, wie Sie mit ihm zurechtkommen – er wirkte so düster, so mürrisch!“ Aber die gemeinsame Arbeit funktionierte, mehr noch, sie führte zu einem Leben zu zweit: „Mein lieber Vater sah voraus, daß ich dank der Stenographie mein Glück finden würde“, schrieb sie, die Situation im Rückblick verschönend, wesentlich später.

Dostojewski schrieb damals den Roman „Der Spieler“, der ursprünglich den Namen „Roulettenburg“ trug und das Leben der im Ausland lebenden Russen behandelte, wobei er seine eigenen Erlebnisse in süddeutschen Spielkasinos sowie die Affäre mit seiner Geliebten Polina Suslowa künstlerisch verarbeitete. Dostojewski hatte keinerlei Vorstellung von Stenographie, sollte sie auch später nie gewinnen, war aber im Zugzwang. Deshalb tastete er in ersten Gesprächen mit seiner anfänglich noch etwas schüchternen Partnerin die Möglichkeiten ab, die die für ihn ungewöhnliche Arbeitsweise bot, denn auch in Langschrift hatte er vorher nie diktiert.

Dann aber begann der Alltag für die *Stenographin*, der vom 4. bis zum 29. Oktober, also 26 Tage, bis zum Abschluß des Manuskripts, dauerte, alles übrigens für ein Gesamthonorar von 50

Rubeln, einer für damalige Verhältnisse für eine Schreibkraft durchaus anständigen Summe. Dostojewski diktierte ihr seine Texte, offensichtlich anfänglich aus dem Kopf, dann bald nach einem Manuskript, nachmittags zwischen 12 und 16 Uhr, etwa jeweils eine halbe Stunde hintereinander oder auch länger. Dann begab sich die junge Snitkina nach Hause, transkribierte das Material, teilweise bis tief in die Nacht hinein, während Dostojewski seinerseits nachts den Fortgang der Handlung konzipierte und aufschrieb. Am nächsten Tag legte die Stenographin ihre Reinschrift vor, die vom Autor durchgesehen und korrigiert wurde.

So wurde in kürzester Frist das Ziel erreicht; Dostojewski las am 30. und 31. Oktober Endkorrektur (die stenographischen Texte sind nicht erhalten); „Der Spieler“ gelangte pünktlich am 1. November 1866 an den Verleger, der sich freilich vorab nach außerhalb empfohlen hatte, um Dostojewski eventuell doch noch bezwingen zu können. Daß das gewagte Vorhaben glückte, war nur möglich, weil die Romanidee bereits seit 1863 existierte und vermutlich schon (nicht erhaltene) fertige Textabschnitte und Konspekte entworfen waren. Dennoch: Vielleicht ist das der einzige oder zumindest einer der wenigen Fälle in der Weltliteratur des 19. Jahrhunderts, wo die Stenographie maßgeblich zum Entstehen eines Kunstwerkes beigetragen hat.

Daß Dostojewski sich im Verlauf der gemeinsamen Arbeit in seine Stenographin verliebte, sie bald heiratete und es eine ungewöhnlich gute Ehe wurde, steht auf einem anderen Blatt und ist sicherlich nicht unbedingt und vor allem nicht allein der Stenographie zuzuschreiben. Dostojewski selbst war begeistert von der neuen Arbeitstechnik und meinte seinem Redakteur gegenüber, daß die Stenographie – unter Beibehaltung des bisherigen Verfahrens einer dreimaligen Durchsicht und Bearbeitung - ihm „die Arbeit fast um das Doppelte verkürzt.“

Woher konnte Anna Snitkina so gut Stenographie? Das junge Mädchen war durchaus emanzipiert und kam zu den stenographischen Kursen, weil sie um Broterwerb kämpfte. Daß die Kurse kostenlos waren, schuf eine für sie günstige Situation. Verursacht wurde das durch die sog. Großen Reformen unter Alexander II., die neben der (wenngleich halbherzigen) Befreiung der russischen Bauern von der Leibeigenschaft auch zu anderen Reformen führten. Die Justizreform vom 20. November 1864 bot alle Ansätze einer Entwicklung Rußlands zu einem Rechtsstaat. Sie brachte Mündlichkeit und Öffentlichkeit der Verfahren, die Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter, die Einrichtung einer Advokatur, Geschworenengerichte für Kriminalfälle, den Einsatz von Staatsanwälten und unabhängigen Untersuchungsrichtern.

Eben vom Justizministerium ging auch die Initiative aus, für die nun öffentliche Gerichtspraxis die Stenographie zu nutzen. Das Ministerium berief 1863 eine Kommission zur Schaffung einer russischen Kurzschrift, schrieb einen Wettbewerb für die beste Stenographie aus und setzte ein vielfältiges Instrumentarium in Bewegung, um zu einer eigenen Kurzschrift zu kommen. Dabei wurden auch Experten für längere Zeit nach Sachsen geschickt, um die dort – im Verhältnis zu Rußland - wesentlich fortgeschrittenere Situation zu studieren.

Die ministerielle Entscheidung, aus insgesamt 28 Vorschlägen ein einheitliches russisches Stenographiesystem auszuwählen, war allerdings halbherzig und unentschlossen, da zwei Systeme parallel favorisiert wurden: das auf Wilhelm Stolze ausgerichtete System von I. Paulson und J. Messer und das an Franz Xaver Gabelsberger orientierte System Olchin. Diese Entscheidung sollte der Entwicklung einer russischen Einheitskurzschrift später größte Schwierigkeiten bereiten.

Anna Snitkina hatte bei Olchin gelernt. Dieser hatte seit Dezember 1865 am 6. Gymnasium in St. Petersburg mit der Arbeit begonnen; von 150 Lernern in den Kursen zu Anfang blieben am Ende 25 Eleven; etwa acht sollen am Ende zwischen 350 und 500 Silben geschrieben haben. Pawel Matwejewitsch Olchin (1830-1915) war eigentlich Arzt, widmete sich dann aber Übersetzungen und der schönen Literatur, redigierte die Zeitschrift „Wokrug sweta“ und hatte nach eigenen Aussagen zwei Jahre in Dresden die verschiedenen deutschen

Stenographiesysteme studiert und vielleicht auch Zeibig kennengelernt.

Julius Woldemar Zeibig (1819-1905), Stenograph in der Frankfurter Nationalversammlung während der Revolution von 1848, war seit September 1855 Mitglied des 1839 gegründeten Dresdner „Stenographischen Instituts“, leitete die stenographische Bibliothek, führte die umfangreiche internationale Korrespondenz des Vereins und wurde 1866 zum Professor für Stenographie ernannt. Er hatte sich bereits in den fünfziger Jahren auch mit der russischen Sprache befaßt, sogar Fabeln von Iwan Krylow übersetzt und die ihm vorliegenden, noch heute in Dresden vorhandenen russischen Stenographielehrbücher von M. I. Iwanin studiert. Seine in Dresden mit dem russischen Juristen und Orientalisten Baron Nikolai von Tornau gemeinsam entwickelte und dort auch gedruckte „Russkaja stenografija“ (Russische Stenographie; 1863, in 2. Auflage 1864) fand zwar keine offizielle Anerkennung, führte aber dazu, daß Zeibig und Olchin, obwohl Vertreter unterschiedlicher Richtungen, offenbar miteinander in Kontakt standen; Briefe sind bislang allerdings nicht bekannt. Genau das war die Brücke, die Anna Dostojewskaja zwischen beiden in Dresden schlagen konnte.

Sie hatte (wie aus dem eingangs zitierten Sitzungsbericht ersichtlich ist) einen Empfehlungsbrief Olchins an Zeibig, der sie in den stenographischen Kreis einführen und zugleich dessen erneuten Besuch in Dresden ankündigen sollte, der dann freilich nicht stattfand. A. G. Dostojewskaja vermittelte in ihrem „Tagebuch“ sehr eindrucksvoll die (wohlgemerkt, von einer Ausländerin geschilderte) Atmosphäre innerhalb des Stenographischen Instituts. Sie traf sich mindestens fünfmal mit dem polyglotten Zeibig (der Russisch konnte und in seinen historischen Abrissen zur Geschichte der Stenographie auch die Entwicklung der Kurzschriftsysteme in Rußland behandelt hatte) und lernte den Bibliotheksbestand sowie weitere Stenographen wie den damaligen Direktor Georg Moritz Heyde und dann Julius Caesar Häntzsche kennen, der übrigens mit einer Russin verheiratet war.

Begegnungen der rußlandfreundlichen Stenographen mit Fjodor Dostojewski auf geplanten Ausflügen nach Blasewitz und Tharandt kamen nicht zustande, weil der Schriftsteller (Zeibig durchaus schätzend) keine Kontakte wollte. Eben deshalb traf Dostojewski auch seinen (ihm natürlich unbekanntem) Übersetzer Wilhelm Wolfsohn, einen Freund Zeibigs und einen der Mitbegründer des „Literarischen Vereins“ in Dresden, nicht, der schon 1863 Auszüge aus den „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ in der „Russischen Revue“ übersetzt hatte. Zeibig kannte übrigens die „stenographische“ Entstehungsgeschichte des „Spielers“ aus der Petersburger Zeitung „Syn otečestva“, ohne zu ahnen, daß es sich dabei um Dostojewski und seine Frau handelte. Eine von Zeibig gewünschte Information an den berühmten französischen Stenographen Jean-Marie Prévost überbrachte Anna Dostojewskaja allerdings schon nicht mehr – Paris lag jenseits ihrer Reiserouten.

Nach diesem Abstecher in die Stenographiegeschichte zurück zu unserer Heldin. Sie hatte – voller Begeisterung über die Ehe und die Möglichkeit, Mittel- und Westeuropa zu besichtigen, - ihrer Mutter versprochen, genauestens Tagebuch zu führen und begründete: „Bei den vielen neuen Eindrücken fürchtete ich, die Einzelheiten zu vergessen; zudem war die tägliche Praxis ein zuverlässiges Mittel, die Stenographie nicht zu verlernen, sondern sich im Gegenteil darin zu vervollkommen. Der Hauptgrund war jedoch ein anderer: Mein Mann stellte für mich einen so interessanten, so rätselhaften Menschen dar, daß ich meinte, es würde mir leichter fallen, ihn kennenzulernen und zu begreifen, wenn ich seine Gedanken und Bemerkungen notiere. Überdies war ich im Ausland völlig einsam (sic! E. H.), konnte mit niemandem über meine Beobachtungen und gelegentlich auftauchende Zweifel sprechen, und das Tagebuch war ein Freund, dem ich alle Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen anvertraute.“ Und so schrieb die junge Ehefrau nach dem „Spieler“ auf der ersten Auslandsreise ihres Lebens ihre Erlebnisse, aber auch ihre geheimsten Gedanken in Kurzschrift auf.

Die Dostojewskis waren fast vier Jahre im Ausland; Anna Grigorjewna führte in vier Heften, nach eigenen Aussagen ein Jahr lang Tagebuch, also mindestens für die Zeit von April 1867 bis Februar/März 1868 in Deutschland und in der Schweiz. Die Textgeschichte ist verworren.

Erhalten geblieben (oder bis jetzt gefunden) sind drei Hefte; Schlußpunkt ist der 22. Dezember 1867 in Genf; die Folgezeit fehlt; im August 1867 existiert eine Lücke von 12 Tagen. A. G. Dostojewskaja begann selbst erst 1894, nach dem Tode ihres Mannes, die Tagebücher teilweise (mit Unterbrechungen) zu übertragen, hörte aber schon im Winter 1911/12 damit auf. Es waren Vorarbeiten für ihre „Lebenserinnerungen“, die sie 1911 zu schreiben begann und 1916 beendete.

In der Langschrift hat sie allerdings die ursprünglichen Tagebucheindrücke erheblich stilistisch, aber vor allem auch inhaltlich korrigiert und ihr ideales Bild von Dostojewski gegen Ende ihres eigenen Lebens so „verbessert“, daß längst nicht mehr alles in dieser Textfassung authentisch ist. Andererseits hatte sie im Herbst 1867 in Genf gleichsam „Erinnerungen im Tagebuch“ niedergeschrieben, als sie sich Tag für Tag an ihre ersten Begegnungen mit Dostojewski ein Jahr zuvor erinnerte und diese Textstellen dann teils wortwörtlich, teils literarisch stilisiert und damit verändert in ihre „Erinnerungen“ aufnahm.

Das von Sarra Wladimirowna Shitomirskaja in Moskau 1993 edierte, erstmals vollständige „Tagebuch von 1867“ bietet die Originalfassung des Tagebuches und die später eingetragenen Veränderungen der Verfasserin. Die früher entstandene deutsche Neuübersetzung von 1985 durch Barbara Conrad unter dem Titel „Tagebücher. Die Reise in den Westen“ konnte das zwangsläufig nicht leisten.

Die russische Textedition von 1923, der die deutschen Übersetzungen folgten und auf denen beispielsweise K. Dewischeit fußte, umfaßte nur drei Viertel der vorhandenen Materialien. Erst Mitte der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts ging Zezilija Mironowna Poschemanskaja daran, im Auftrag des Instituts für russische Literatur (Puschkin-Haus) der Akademie der Wissenschaften das sog. Genfer Tagebuch zu entziffern und später auch jene Manuskripte erneut zu übertragen, die die Autorin seit 1894 selbst dechiffriert hatte.

Wir wissen über diese herausragende russische Stenographin außer dem Namen kaum etwas. Sie hatte allerdings 1955 aus der russischen Stolze-Variante ein Manuskript des berühmten Chemikers D. I. Mendelejew (1882) nach der Niederschrift von Je. Archangelskaja entziffert. Der Höhepunkt ihrer Laufbahn aber war gewiß die Dechiffrierung der Tagebücher von A. G. Dostojewskaja. Sie vermochte noch, die Olchin-Variante der Gabelsberger Kurzschrift zu lesen, scheiterte dann aber fast an den persönlichen Kürzeln der Dostojewskaja, bis ihr von Dostojewski-Kennern geraten wurde, es doch einmal mit einem Vergleich zu den „Erinnerungen“ von A. G. Dostojewskaja zu versuchen, um unklare Stellen aufzuklären. Diese Versuche funktionierten, sie stellte sogar ein entsprechendes „Wörterbuch“ zusammen. Z. M. Poschemanskaja muß nicht nur die alten russischen Stenographiesysteme herausragend gekannt haben, sondern auch mit dem notwendigen detektivischen Spürsinn ausgestattet gewesen sein, um zu derartigen Ergebnissen zu kommen.

A. G. Dostojewskaja stenographierte nach dem „Spieler“ für Dostojewski weiter, so den Schlußteil von „Schuld und Sühne“. Der letzte Teil im Umfang von 7 Druckbogen wurde in vier Wochen, vom 8. November bis Anfang Dezember 1866, abdiktiert und geschrieben. In Genf diktierte ihr Dostojewski einen (nicht erhaltenen) Aufsatz über den Kritiker Wissarion Belinski und Kapitel seines Romans „Idiot“.

In den „Erinnerungen“ der Dostojewskaja finden sich immer wieder Hinweise darauf, daß sie Werke ihres Mannes nach seinen Manuskripten stenographierte, so 1874/75 in Staraja Russa, meist tagsüber zwischen zwei und drei Uhr: „An diese Stunden erinnere ich mich als die glücklichsten meines Lebens.“ Es sind natürlich nicht alle ihre Niederschriften erhalten, aber wir wissen inzwischen, daß sie einige Teile aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“, eine kurze Autobiographie ihres Mannes und viele private und geschäftliche Korrespondenz aufgenommen und übertragen hat. 1872 wollte sie sogar, um Geld zu verdienen, zeitweilig als Kongreßstenographin arbeiten, konnte das aber aus familiären Gründen nicht realisieren.

F. M. Dostojewski verfolgte die Stenographie, vor allem das ihm nicht verständliche „Tagebuch“ seiner Frau eher skeptisch, aber auch neidisch und neugierig: „Ich gäbe wer weiß was darum zu erfahren, Anetschka, was du da mit deinen Häkchen schreibst.“ Aber er wußte – wie gezeigt werden konnte - sehr bald die Vorteile der Kurzschrift immer besser zu nutzen. Daß er darüber auch theoretisch nachgedacht hat, findet seinen Ausdruck in einem poetischen Reflex in seiner phantastischen Erzählung „Die Sanfte“ (1876), als es ihm darum ging, den Unterschied zwischen der unmittelbaren Aufzeichnung des „unebenen und unfertigen“ Gedankenflusses durch einen Stenographen und der Verarbeitung und künstlerischen Überarbeitung dieses Textes durch den Autor zu verdeutlichen: „Die Annahme nun, daß ein Stenograph alles niedergeschrieben haben könnte (worauf ich das Aufgezeichnete überarbeitet hätte) ist eben das, was ich in dieser Erzählung als phantastisch bezeichne.“

*Veröffentlichung aus dem "Archiv für Stenografie, Textverarbeitung, Bürotechnik". © 2001
Forschungs- und Ausbildungsstätte für Kurzschrift und Textverarbeitung in Bayreuth E. V.
Nachdruck oder anderweitige Verbreitung nur mit Genehmigung der Forschungs- und
Ausbildungsstätte.*